



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Sage vom Ring des Polykrates.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Sage vom Ring des Polykrates.

Wie sehr viele Sagen, welche sich an bestimmte Personen und Dertlichkeiten knüpfen und in dieser Gestalt als Geschichte auftreten, aber nichts weniger als geschichtlich sind, sondern den Kern einer Mythe einschließen, die bis in die arische Urzeit, also bis in die Zeit vor der Völkerwanderung, welche die Inder von den Germanen schied, hinaufreicht, und die sich in den verschiedensten Ländern mit verschiedener Zuthat zwar, aber im Wesentlichen ähnlich wieder findet, so hat auch die bekannte Erzählung vom Ringe des Polykrates eine Menge von Seitenstücken, die, größtentheils wenigstens, nicht nach und aus ihr, sondern neben und vor ihr entstanden sind. Wie die Sage vom Kampf mit dem Drachen im Norden und im Süden, auf heiligem Legendenboden und auf eddischem, also heidnischem Gebiete spielt, wie es neben dem schweizerischen Tell einen rheinischen, einen norwegischen, einen keltischen, einen esthnischen, ja einen persischen giebt, die allesammt älter als jener sind, wie neben den Erzählungen von Ludwig dem Springer oder der vom Ritter Harras eine große Anzahl nahe verwandter Sagen stehen, ganz eben so verhält es sich mit dem Ringe des Königs von Samos, der ins Meer geworfen und unerwartet in einem Fische wieder gefunden wird. Nur die Einkleidung, der Ton, die Moral ist bei diesen Pendants eine andere als bei der Version, welche Herodot sich auf Samos vollziehen läßt. Hören wir erst diese, und vergleichen wir dann die andern mit ihr.

Amasis, der König von Aegypten, schickte an den Tyrannen Polykrates, nachdem dieser die Herrschaft über Samos erlangt, einen freundschaftlichen Brief, in welchem er seine Befürchtung aussprach, daß das ungewöhnliche Glück, welches dieser bisher gehabt, nicht dauerhaft sein werde, da er noch nie erlebt, daß solches Gelingen aller Wünsche und Pläne nicht zuletzt mit Unglück geendigt habe. Er knüpfte daran den Rath, sein Freund möge ein ihm besonders werthes Kleinod in einer Weise wegwerfen, daß es ihm nie

wieder vor die Augen kommen könne. Das werde ein Zauber zur Abwendung alles Unheils (ein Opfer zur Beschwichtigung des Meides der Götter, ein Mittel zur Fernhaltung der den aus zu großem Wohlergehen entspringenden Uebermuth strafenden Nemesis) sein. Polykrates befolgte diesen Rath, fuhr in einem Boote in die See hinaus und warf Angesichts der an Bord befindlichen Schiffer einen kostbaren Siegelring, einen in Gold gefaßten Smaragd, in das Wasser. Darauf kehrte er heim, um sich seinem Kummer hinzugeben. Nun begab es sich fünf oder sechs Tage nachher, daß ein Fischer einen Fisch so groß und so schön fing, daß er glaubte, er eigne sich zu einem Geschenke für den König. So ging er denn mit ihm an das Thor des Palastes und verlangte Polykrates zu sprechen. Als man ihn vorließ, gab er den Fisch dem König mit den Worten: „Herr König, als ich diesen Fang that, dachte ich, ich wollte ihn nicht auf den Markt bringen, obwohl ich ein armer Mann bin, der nur von seinem Gewerbe lebt. Ich sagte, er ist des Polykrates und seiner Größe würdig, und so trug ich ihn hierher, um ihn Dir zu geben.“ Diese Rede gefiel dem König, und er erwiderte: „Du thatest wohl daran, Freund, und ich bin Dir doppelt verbunden, sowohl für den Fisch als für Deine Worte. Komm jetzt und speise mit mir.“ Darauf ging der Fischer heim und schätzte es sich für eine große Ehre, vom Könige zu Tische geladen worden zu sein. Inzwischen fanden die Diener, als sie den Fisch aufgeschnitten, in dessen Magen den Siegelring ihres Herrn und eilten mit großer Freude fort, um ihm denselben zurückzugeben und zu melden, wie er sich wiedergefunden habe. Der König, der in der Sache ein göttliches Walten sah, schrieb einen Brief an Amasis, der demselben alles berichtete, was sich begeben hatte. Da merkte der weise Aegypter, daß es nicht die Sache eines Menschen ist, seine Mitmenschen vor dem Schicksale zu bewahren, das ihnen bestimmt ist. Zugleich aber war er jetzt überzeugt, daß es mit Polykrates ein übles Ende nehmen werde, da ihm Alles gelänge und er selbst das wiederfände, was er weggeworfen habe. So sandte er einen Herold an den Tyrannen und löste den Freundschaftsbund mit ihm. Dieß that er, um wenn ein großes und schweres Unglück käme, dem Kummer zu entgehen, den er empfunden haben würde, wenn der Dulder sein geliebter Freund gewesen wäre. Polykrates starb im dritten Jahre der 64. Olympiade. Der Siegelring (selbstverständlich so echt wie die meisten unsrer Reliquien) tauchte später in Rom auf, wo Plinius ihn sah, und der Kaiser Augustus ihn, in ein Horn von Gold verschlossen, im Tempel der Concordia bei andern werthvollen Kleinodien aufbewahren ließ. Das Siegel zeigte eine Lyra, über der sich drei Bienen befanden, während man rechts von ihr einen Delfin, links einen Stierkopf gewahrte.

Der Kern dieser Sage — ein verloren gegangener und in einem Fische wiedergefundener Ring — hat seine Heimath in Nordwest-Indien, im Lande der fünf Ströme, von wo sowohl die Arier, die das Gangesgebiet eroberten, als die, welche nach Europa zogen und dort als Hellenen und Italier oder als Germanen sich niederließen, ausgezogen sind. Unter den Letzteren nahm die Mythe zunächst die Form an, die wir in der Edda antreffen: Der Zwerg Andvari hält sich in Fischgestalt an Wasserfällen auf, um da den Goldring zu hüten, welcher später zum Untergange der Nibelungen führt. Unter den Griechen wurde jener Kern allmählig und durch jedenfalls viel einfachere Metamorphosen hindurch zu dem, was Herodot von Polykrates berichtet. Unter den östlichen Ariern, den Hindu, begegnen wir ihm in dem anmuthigen Drama Kalidasa's, welches die Liebe des Büßermädchens Sakuntala und des Königs Duschanta behandelt.

Sakuntala hat von ihrem Geliebten, der sie auf einem Jagdzuge kennen gelernt und sich hier mit ihr vermählt hat, zum Zeichen dessen einen Ring bekommen. Während der König wieder heimgekehrt ist, beleidigt seine Braut unwissentlich einen Heiligen, und dieser wünscht ihr an, der König solle ihrer so lange vergessen, bis er durch ein Erkennungszeichen an sie erinnert werde. Nach einiger Zeit erfüllt sich dieser Fluch. Sakuntala wird nach etlichen Monaten von ihren Verwandten in das Schloß Duschantas gebracht, und dieser erkennt sie wirklich nicht wieder. Den Ring aber, der ihn erinnern könnte, hat sie im Bade verloren. Bekümmert begiebt sie sich in ihren Büßerhain zurück, wo sie einen Knaben, das Kind des Königs, gebiert. Nicht lange darauf bringen Gerichtsdiener einen Fischer vor Duschanta, der den Ring mit dessen Namenszug in einem Karpfen gefunden hat, und dieser Ring führt die Verlobten wieder zusammen.

Auch semitische Völker, Araber und Juden, kennen diese Mythe, die ihnen entweder aus Indien, oder und zwar wahrscheinlicher von den Griechen überliefert worden sein wird. Nach rabbinischer Legende hatte Salomo einen Siegelring, auf dem das mystische Schem Hamphorasch (der unaussprechliche Name Gottes) stand, und der ihm den wunderbaren Schamir verschaffte, welcher ihn in den Stand setzte, den Tempel zu erbauen, auch ihn zu allerlei Zauberwerk befähigte, ihn jeden Tag in den Himmel versetzte, wo er die Geheimnisse des Alls erfuhr, u. d. m. Hochmüthig geworden, übergab er diesen Zauberring eines Tages dem Aschmedaj, seinem dienenden Geiste, der ihn alsbald ins Meer warf und auf diese Weise frei wurde. Salomo verlor dadurch alle seine Weisheit und Macht, und sein früherer Knecht wurde König über Israel, als welcher er drei Jahre regierte, während jener in der Verbannung herumirrte, bis er den Ring endlich im Bauche eines Fisches wiederfand. Ue hnlich lautet die arabische Tradition, nach welcher Salomon,

als er einst ins Bad ging, seinen Ring zurückließ, der dann von einer Jüdin entwendet und in die See geworfen wurde. Seines wunderwirkenden Amulets beraubt, sah der König sich außer Stande, so weise Urtheile zu fällen, als gewöhnlich, und deshalb bestieg er vierzig Tage lang den Richterstuhl nicht. Zuletzt aber brachte man ihm einen Fisch, in dessen Magen der magische Ring lag.

Hierher gehören ferner Nr. 492 der Erzählungen in „Tausend und eine Nacht“ und die Legende von Simon dem Bastard in Wulf Stephanowitschs „Serbischen Liedern“. Endlich aber ist auch folgender italienischer Sage in diesem Zusammenhange eine Stelle anzuweisen:

Die Dogen von Venedig mußten dem Herkommen gemäß sich bei ihrem Amtsantritt dadurch symbolisch mit dem Adriatischen Meere vermählen, daß sie einen Ring in die See warfen und dazu die Worte sprachen: „Desponsamus te, Mare, in signum perpetui dominii“. Nachdem dieß Jahrhunderte lang geschehen, brachte einst nach einer solchen Ceremonie ein Fischer einen Fisch in die Küche des Dogen, und als man denselben öffnete, hatte er den Ring im Leibe. Das Meer hatte also diesmal die Verbindung mit dem Oberhaupte der Stadt und mit dieser selbst gelöst, und man sah das Ereigniß als Zeichen an, daß die venetianische Republik ihrem Untergange entgegengehe, was sich auch in einigen Jahren bestätigte.

Produkte der germanischen Umbildung der Sage sind folgende Erzählungen, die wir aus einer Anzahl anderer als Belege für die zu Anfang aufgestellte Behauptung auswählen und folgen lassen.

Paul Warnefrid berichtet, daß Arnulf, der im siebenten Jahrhundert Bischof von Metz war, seinen Fingerring in die Mosel geworfen habe, um dessen Wiedererlangung als ein göttliches Zeichen zu erbitten, daß ihm seine Sünden vergeben seien. Das Zeichen aber sei wirklich erfolgt: aus dem Bauche eines Fisches habe man ihm den Ring wieder gebracht, der seitdem als ein Heiligthum in der Familie verwahrt werde.

Von der in der Krypta des Kirchenchores zu Zurzach im Aargau begrabnen heiligen Verena, welche als Patronin aller Fischer und Schiffer gilt, wird erzählt: Als in dem Hause, in welchem sie als Magd diente, ein kostbarer Ring verloren ging, hieß sie im Rheine fischen, und nicht lange währte es, so wurde ein großer Lachs gefangen, der, als er zur Küche gebracht und dort geschlachtet wurde, den vermißten Ring im Leibe hatte.

Weit weg von Zurzach, an der Kieler Förhde droben, wird von alten Leuten Folgendes berichtet: Auf der Kolberger Haide an der Küste der Propstei lag vor Zeiten ein großes Gut, der Verwellenhof. Auf dem wohnte eine Frau von Verwellen, eine stolze, übermüthige und grausame Herrin, die allezeit auf ihren Reichthum pochte. Sie meinte, es könnte damit gar nicht

zu Ende gehen, und als sie einmal draußen auf der See in einem Boote eine Lustfahrt machte, zog sie ihren kostbaren Ring vom Finger und warf ihn ins Wasser, indem sie zu ihrer Gesellschaft die Worte sprach: „So unmöglich es ist, daß ich den Ring wiederbekomme, so unmöglich ist es auch, daß ich einmal arm werde.“ Aber siehe da, nach ein paar Tagen brachte ein Fischer einen großen Dorsch in die Schloßküche, und als die Köchin den aufschnitt, fand sie den Ring in seinen Eingeweiden. Sie zeigte ihn ihrer Gebieterin, die darüber sehr erschraf. Und sie hatte guten Grund dazu. Denn nicht lange nachher kam die große Sturmfluth (die Sage meint das Jahr 1625), welche die ganze Gegend um den Verwellenhof verschlang, und damit hatte die reiche Frau ihr ganzes Hab und Gut verloren und war so arm geworden, daß sie betteln ging. Früher in ihren guten Tagen hatte sie, wenn sie ins heimliche Gemach ging, in ihrem Hochmuth immer eine Riste Flachs genommen. Eine Magd aber hatte den sich ausgewaschen und versponnen. Wenn das die reiche Frau gesehen, hatte sie jedesmal „Fu dik an!“ (Psut dich an!) gesagt und über das Mädchen gespottet. Nun sie aber selber arm geworden war, kam sie zu ihrer früheren Magd, die jetzt wohlhabend war, und bat um Leinwand zu einem Hemde. Sie bekam, was sie wollte, aber sie mußte auch die Worte hören: „Dat is von ären Fudikan.“ Mit weinenden Augen ging die Frau fort. Seit der Zeit aber heißt in der Propstei aller Abfall vom Flachs Fudikan. (Eine der vielen falschen Volksetymologien bei Worten, deren Sinn allmählich verloren gegangen ist.)

Ganz ähnlich ist die westphälische Sage von der Gräfin zu Nienburg, die in der Nähe von Bünde wohnte und so ungeheuer reich und stolz war, daß sie einmal in ihrem Uebermuth einen Ring vom Finger zog, ihn in den Schloßgraben warf und sagte: „So wenig als ich den Ring wiederbekomme, so wenig werde ich einmal Noth leiden.“ Es dauerte aber kaum ein paar Stunden, so kam der Koch und brachte ihr den Ring wieder, den er im Magen eines Karpfen gefunden hatte. Nach Verlauf eines Jahres war die Gräfin so arm, daß sie sich in einer kleinen Hütte von Spinnweben ernähren mußte.

Fast genau derselben Erzählung begegnen wir in bayerischen, sächsischen, thüringischen und dänischen Sagensammlungen. Namentlich aber treffen wir die Geschichte vom Ring und vom Fische in England und Schottland in verschiedenen Gestalten wieder. Das Wappen der Stadt Glasgow, früher das des dortigen Bisthums, zeigt den Stamm des Baumes des heiligen Kentigern, gekreuzt von einem Lachs, der einen Ring im Maule trägt. Jocelyn erzählt in seinem „Leben Sanct Kentigerns“ die hieran sich knüpfende Legende folgendermaßen: „Zu Lebzeiten des heiligen Mannes verlor eine Dame ihren Ehering, und das erregte die Eifersucht ihres Gemahls. Die

Dame wendete sich, da sie sich unschuldig wußte, an Kentigern und bat ihn, ihr zur Rettung ihrer Ehre behülflich zu sein. Nicht lange nachher ging der Heilige am Flusse spazieren, und als er jemand dort fischen sah, gebot er ihm, ihm den ersten Fisch, den er fangen würde, zu bringen. Dieß geschah, und siehe da, der Fisch hatte den Ring der Dame im Munde, und als derselbe ihr dann übersandt wurde, war das Mißtrauen des Gemahls beschwichtigt.“

Gordon erzählt die Sage nach dem Aberdeen Brevier in seiner „Geschichte Glasgows“ anders. „Die Königin von Cadzow hatte bei ihrem Gemahl, dem König Roderick, den Verdacht erregt, mit einem Ritter, den er zur Jagd eingeladen, ein vertrautes Verhältniß zu haben. Da er aber keine Beweise hatte, so wartete er eine Gelegenheit ab, um den Mantelsack des Ritters, wenn er schlief, zu durchsuchen. Die Gelegenheit fand sich, und der König entdeckte in dem Sacke einen Ring, welchen die Königin dem Ritter geschenkt hatte. In seinem Zorne warf er ihn in den Clyde, und als sie nach beendigter Jagd in das Schloß zurückkehrten, fragte der König im Laufe des Abends seine Frau, wo sie den Ring hätte. Sie konnte ihn nicht vorzeigen. Darauf bedrohte sie ihr Gemahl mit dem Tode, wenn sie nicht stracks den Ring herbeischaffe. Sie schickte erst eine ihrer Mägde zu dem Ritter, und da dieser den Ring auch nicht fand, wurde ein Bote nach Cathures (Glasgow) gesandt, welcher dem heiligen Mungo Alles gestehen und ihn um seine Hülfe angehen sollte. Der Apostel von Strathclyde empfand Mitleid mit der reuigen Königin. Sofort schickte er einen seiner Mönche nach dem Flusse, um dort zu angeln, wobei er ihm die Weisung ertheilte, den ersten Fisch, den er fangen würde, lebendig heimzubringen. Der Mönch that, wie ihm geheißen. Sanct Mungo fand den Ring, im Maule des wunderbaren Fisches und übersandte ihn der Königin, die ihn ihrem Gemahl übergab und dadurch ihr Leben errettete.“

Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß eine richtigere Erklärung jenes Wappens des alten Bisthums Glasgow in dem Ringe den Bischofsring und in dem Fische ein Sinnbild des Reichthums an Lachsen erblickt, dessen sich früher der Fluß erfreute, der am Fuße der Cathedrale von Glasgow vorbeiströmt.

Eine alte Ballade, die sich „Der grausame Ritter“ (The Cruel Knight) nennt, erzählt, daß ein Ritter einst an einer Hütte vorbeiging, in der eine Frau in Kindesnöthen lag. Seine Kenntniß der geheimen Wissenschaften sagte ihm, daß das Kind, welches hier geboren werde, bestimmt sei, einst seine Gemahlin zu werden. Er versuchte, dem, was das Schicksal verhängt hatte, zu entgehen und einen so unedlen Ehebund unmöglich zu machen, indem er zu verschiedenen Malen das Kind umzubringen bemüht war. Aber immer

mißlang sein Vorhaben. Als das Mädchen endlich zur Heirathsfähigkeit erwachsen war, führte er sie an das Gestade des Meeres, um sie zu ertränken, aber er empfand Mitleid mit ihr, und so warf er nur einen Ring in die See und gebot ihr, nicht eher wieder ihm vor die Augen zu kommen, als bis sie ihm den Ring überbringen könne. Widrigenfalls solle sie auf der Stelle den Tod erleiden. Sie wurde darauf Köchin im Hause eines Nachbarn des Ritters, und hier fand sie den Ring in einem Stockfisch, den sie schlachtete. Natürlich heirathete sie jetzt ihren Verfolger. Die Ballade verlegt den Schauplatz dieser Geschichte nach Yorkshire, und nach der Volksmeinung war die Heldin derselben Lady Berry, die in der Kirche zu Stepney unter einem Denkmale begraben liegt, auf welchem sich ein Fisch und ein Ring befinden. Es ist aber selbstverständlich nur die alte Mythe, die durch die ganze arische Welt fluthet, sich bald hier, bald dort festsetzt, bald den, bald jenen Namen in sich aufnimmt und bald diesem, bald jenem Satze des Sittengesetzes als Beispiel dienen muß. Selbst in der nachstehenden Erzählung, die sich in dem großen Werke des Kirchenvaters Augustinus „De Civitate Dei“ findet, läßt sie sich erkennen.

Zu Hippo (der nordafrikanischen Stadt, wo Augustinus Bischof war) lebte ein alter Mann, ein Mitbürger von uns, Namens Florentius, seines Gewerbes ein Schneider, fromm aber arm. Der hatte seinen Mantel verloren und wußte nicht, wie er sich einen andern kaufen sollte. Gewisse leichtfertige Jünglinge, die zugegen waren und ihn klagen hörten, folgten ihm nach, als er hinabging nach dem Meere, und spotteten sein, indem sie ihm vorwarfen, er hätte die Märtyrer um die Summe von fünfzig Follas (12 $\frac{1}{2}$ Denare) gebeten, um sich damit neu kleiden zu können. Aber Florentius ging weiter, ohne ihrer höhnißchen Reden zu achten und zu antworten, bemerkte einen großen Fisch, den die See ausgeworfen hatte, und der am Strande zappelte, bemächtigte sich seiner unter dem gutherzigen Beistande dieser selben jungen Leute und verkaufte ihn einem gewissen Koch, Namens Carthosus, einem guten Christen, um 300 Follas (75 Denare) zum Einsalzen, indem er ihm zugleich erzählte, was sich begeben. Er fügte hinzu, daß er für das Geld Wolle zu kaufen gedenke, damit seine Frau daraus, so gut sie könne, etwas für ihn mache, womit er sich kleiden möge. Aber der Koch fand, als er den Fisch aufschnitt, in seinem Innern einen goldenen Ring, und da er Mitleid fühlte und zugleich sein Gewissen ihm sagte, daß der Ring ihm nicht gehöre, so stellte er ihn dem Florentius zurück, indem er sagte: „Siehe, wie die zwanzig Märtyrer dich kleiden.“

Endlich sind ohne Zweifel eine Anzahl von Ringgeschichten aus neuester Zeit directe und indirecte Abkömmlinge der alten Mythe, obwohl einige von ihnen wahr sein werden, da bekannt ist, daß Fische, namentlich Makrelen,

nach glänzenden Dingen im Wasser schnappen und sie verschlingen, ohne sie dann wieder von sich geben zu können.

Brand erzählt in seiner „Geschichte von Newcastle“, daß ein Herr aus dieser Stadt am Ausflusse des Tyne in die Nordsee um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aus Versehen einen Ring über das Geländer der Brücke in den Strom fallen ließ. Jahre verflossen, und die Sache war längst vergessen, als seine Frau eines Tages auf dem Markte einen Fisch kaufte, in dessen Magen der verlorene Ring lag.

Im „Gentleman's Magazine“ vom Februar 1765 ist der Bericht einer Frau aus Deptford zu lesen, die, als sie in einem Boote nach Whitstable fuhr, den Beweis führen wollte, daß niemand arm zu sein brauche, wenn er die Absicht habe, es nicht zu bleiben. Warm werdend bei ihrer Rede, warf sie ihren goldnen Ring in die See und sagte (ungefähr wie die Herrin des Verwellenhofs auf der Kölberger Heide), „es sei für jedermann ganz ebenso unmöglich, gegen seinen Willen arm zu werden, als es unmöglich für sie sei, diesen ihren Ring wieder zu sehen.“ Den zweiten Tag, nachdem sie ans Land gestiegen, kaufte sie auf dem Markte einige Makrelen, und die Magd begann dieselben zum Mittagessen zurecht zu machen. In einer davon fand sie einen goldnen Ring. Sie lief zu ihrer Frau und zeigte ihr ihn, und diese erkannte darin den von ihr in die See geworfenen Ring.

Sehr wunderbar, aber auch sehr verdächtig, obwohl mit Namen von noch lebenden Personen und Jahreszahlen von sehr neuem Datum ausgestattet, ist folgende Erzählung, welche vor einigen Jahren amerikanische Zeitungen aus St. Johns in Neufundland mittheilten. „Ein Fischer in der Nachbarschaft dieser Stadt fand in den Eingeweiden eines Stockfisches, den er in der Trinity Bucht gefangen, einen Siegelring mit dem Monogramm P. B. Der Fischer, Namens John Potter, behielt seinen Fund einige Zeit für sich, indeß wurde die Sache allmählig ruchtbar, und so ging ihm vom Colonialsekretär die Aufforderung zu, den Ring nach St. Johns zu senden oder selbst zu bringen, da er Briefe von einer Familie Burnam in dem englischen Städtchen Poole erhalten, worin dieselbe behauptete, daß sie Grund zu der Ueberzeugung habe, der Ring habe einer gewissen Pauline Burnam gehört, die eine von den Passagieren des Dampfschiffs „Anglo Saxoen“ gewesen, welches im Jahre 1861 bei der zu Neufundland gehörigen Chance Bay gescheitert und untergegangen sei. Besagte Pauline Burnam sei eine nahe Verwandte der Familie gewesen. Der Fischer, in dessen Besitz sich der Ring befand, brachte ihn nach St. Johns und zeigte ihn auf dem Bureau des Colonialsekretärs. Nach kurzem Aufenthalt stellte man ihm hier einen Herrn Burnam vor, welcher in dem Ringe sogleich den Trauring seiner Mutter erkannte, den sie seit ihrer im Jahre 1848 zu Huddersfield erfolgten

Verehelichung allezeit getragen hatte. Der Ring wurde in Folge dessen Herrn Burnam ausgeantwortet, welcher den glücklichen Finder mit fünfzig Pfund belohnte.

Nicht im Hochsommer, wo die Seeschlangen und andere Wunder vom Grunde der Journalistik aufzusteigen pflegen, sondern schon im Mai des Jahres 1873 brachten mehrere französische Blätter die deswegen noch immer nicht vollkommen glaubwürdige Nachricht, daß in einem der vornehmsten Restaurants von Paris im Magen eines Lachses, der auf dem Centralmarkt gekauft worden, ein Diamantring gefunden worden sei. Die Mittheilung war wohl nicht die Mythe, sondern die Reclame in einer ihrer tausend Gestalten.

Auch die Urkarpfen von ungeheurer Größe, welche nach der Volksmeinung mit Moos auf dem Rücken und silbernen Ringen in der Nase in dem einen oder dem anderen Teiche, z. B. im königlichen Schloßteiche zu Moritzburg bei Dresden, herum schwimmen, sind zweifelhafte Wesen und sehr möglicher Weise Verwandte des Hechtes, in dessen Gestalt jener eddische Zwerg Andvari mit seinem Ringe von den Asen gefangen wurde. Doch scheint die folgende in dieses Kapitel fallende Zeitungsnotiz auf Wahrheit zu beruhen.

Den 7. Oktober 1868 fingen Fischer, die ihre Neze in die Wolga ausgeworfen, einen Stör, von dem sich zeigte, daß er derselbe sei, welchen die Municipaltät von Nischnej im Jahre 1866 dem Großfürsten Thronfolge wegen seiner außerordentlichen Größe zum Geschenk gemacht, und den derselbe dann wieder in Freiheit zu setzen befohlen hatte. Die Identität desselben wurde durch einen silbernen Ring bewiesen, den man dem Fische durch die rechte Kieme gezogen hatte, und der das Datum des 27. August 1866 trug. Ein ähnlicher Ring, den man an der linken Kieme befestigt, war verschwunden. Einige Zeit darauf kam ein ähnlicher Fall vor, indem man, ebenfalls in der Wolga, einen andern Stör zum Gefangnen machte, der ebenfalls einen Ring von Silber trug, an welchem man in ihm denjenigen Burschen erkannte, den man etliche Jahre früher dem Kaiser Nikolaus verehrt, und den dieser seinem heimatlichen Element wiederzugeben befohlen hatte.

Noch etwas glaubwürdiger, aber trotz der Abwesenheit eines Fisches immerhin noch einigermassen an den Mythenkern unsrer Sagen vom in das Wasser verlorren und auf wunderbare Weise wieder zum Vorschein gekommenen Ringe erinnernd sind endlich die folgenden Geschichtchen. Sie können wahr, aber auch — der Verfasser dieses Aufsatzes hat sich nun einmal, durch allerlei Erfahrungen gewißigt, den heiligen Thomas zum Schutzpatron und die „achte Seligkeit“: „selig sind, die da nicht glauben; denn sie sollen nicht getäuscht werden“ zur Lebensregel gewählt — bloße Abwandlungen, Abarten oder Sei-

tensprossen unsrer alten unsterblichen Mythe sein, in welcher Annahme uns die Sicherheit, mit der sie auftreten, nicht irren machen kann.

Ein reicher deutscher Marschbauer, der in der Nähe von Nordenhamm wohnte, machte im Jahre 1871 Mehlklöße zur Fütterung seines Viehes zu recht. Nach Beendigung seiner Arbeit vermiffte er seinen Trauring, der den Namen seiner Frau trug. Bald nachher verkaufte der Bauer sieben Ochsen, welche der Käufer am 26. October des genannten Jahres in dem Viehdampfer „Adler“ nach England verschiffte. Zwei Tage darauf fischte die englische Smack „Mary Ann“ von Colchester auf der See den noch warmen todtten Körper eines Stiers auf, den die Mannschaft öffnete, um den Talg herauszunehmen und damit die Stangen und Spieren zu salben. Im Innern des Cadavers fanden sie einen goldnen Ring mit dem Namen einer Frau und der Jahreszahl 1860. Kapitän The erstattete hierüber sogleich nach der Ankunft im Hafen Bericht und händigte den Ring einem Beamten ein, der ihn nach London sandte. Die Behörden gingen sofort daran, den Eigenthümer des Ringes ausfindig zu machen, und fanden, daß das einzige Schiff, welches von dem Verlust eines Stückes Vieh berichtet hatte und in der Nähe der „Mary Ann“ vorüber gefahren war, der „Adler“ gewesen, der am 28. October einen Ochsen, den man für todt gehalten, über Bord geworfen hatte. Inzwischen war die „Shipping Gazette“, welche die Auffindung des Ringes meldete, nach Nordenhamm gelangt, und einer ihrer dortigen Leser erinnerte sich, als er den in denselben eingegrabnen Namen sah, des Marschbauern. Man benachrichtigte ihn, und er bekam sein verlornes Eigenthum wieder.

Professor Morgan erzählt in den „Notes and Queries“ vom December 1861: „In einer englischen Kleinstadt wurde vor etwa fünfzig Jahren ein Laufbursch mit einem werthvollen Ringe zum Goldschmied geschickt. Auf einer Brücke nahm er ihn heraus, um ihn zu bewundern, und dabei stieß er ihn über das Geländer auf eine Schlammbank im Flusse fallen. Nicht im Stande ihn wiederzufinden, lief er davon, ging zur See, ließ sich in einer fernen Colonie nieder, erwarb sich ein großes Vermögen und kehrte schließlich in seine Heimath zurück, wo er das Gut kaufte, auf dem er einst gedient hatte. Eines Tages ging er mit einem Freunde über seine Ländereien, und dabei kam er an jene Brücke, wo er jenem die Geschichte von dem Verluste des Ringes erzählte. „Ich könnte schwören, daß hier die Stelle sei, wo ich ihn verlor“, sagte er, indem er bei dem Worte „hier“ seinen Stock in die Schlammbank stieß, und siehe da, als er den Stock zurückzog, steckte der Ring an dessen Zwinge.“

W. Jones in seiner Schrift „Finger Ring Lore“ soll uns die letzte dieser wunderbaren Anekdoten aus neuester Zeit erzählen. Eine Bekannte von ihm, Frau Drake aus Pilton bei Barnstaple, fuhr vor ungefähr fünfzehn Jahren

mit ihrem Manne in der Nähe von Isfracombe in einem Boote spazieren, wobei Herr Drake einen werthvollen Ring ins Wasser fallen ließ. Man gab jede Hoffnung auf dessen Wiedererlangung auf. Aber im Jahre 1869 las ihn ein kleines Kind am Ufer bei Lee auf. Er wurde sofort an seiner Inschrift identificirt, welche lautete: „John, Lord Kollo, geboren 16. October 1751, gestorben 3. April 1842.“

Diese Geschichte ist gewiß möglich, vielleicht, da wir einer Dame doch glauben sollten, wahrscheinlich. Sie ist so möglich, daß Sanct Thomas schweigt. Aber ein deutliches Kopfschütteln über sie wie über die beiden vorhergehenden kann der alte Zweifler doch nicht unterdrücken.

Denkmäler des Mittelalters und der Renaissance in Sachsen.

Von G. Wustmann.

II.

Auf Tafel 15. und 16. werden wir nach Schloß-Chemnitz geführt; die eine Aufnahme zeigt das merkwürdige Portal von der Kirche des ehemaligen Benedictinerklosters, die andre eine aus Holz geschnitzte Geißelung Christi. Die nächsten neun Tafeln bringen Ansichten aus Annaberg: einen Blick auf die Stadt mit dem Pöhlberge im Hintergrunde, eine Totalansicht vom Innern der Annenkirche, die sogenannte „Schöne Pforte“ oder „Goldne Pforte“ ebendaher, den Hauptaltar, den Altar der Vergleute, zwei Gemälde — eine Maria mit dem Kinde und eine heilige Katharina — den Taufstein und die alte Sacristei. Tafel 22 ist unterschrieben: „Thüre zur alten Sacristei“; in Wahrheit zeigt das Blatt einen Theil des Gestühls auf dem Altarplatz, einen Theil der interessanten, mit Sculpturen geschmückten Emporenbrüstung und nur im Hintergrunde ein Stück von der Sacristeithür. Auf Tafel 26 folgt dann ein reiches Renaissanceportal mit schöner schmiedeeiserner Thür vom Büнау'schen Erbgräbniß in Lauenstein, auf den nächsten beiden Tafeln eine Ansicht von Schneeberg und das Innere der dortigen Pfarrkirche. Endlich reihe ich, um Wiederholungen zu vermeiden, gleich an dieser Stelle Tafel 41 — 50 an, welche Zwickau gewidmet sind. Sie bringen abermals eine — nicht sehr günstig aufgenommene — Ansicht der Stadt,